

H. W. Valerian

---

# Im Kennedyhaus

Erzählungen

edition inkpen

Copyright: © 2015 H. W. Valerian  
Verlag: epubli GmbH, Berlin, [www.epubli.de](http://www.epubli.de)  
ISBN 978-3-7375-3442-0

# **Inhalt**

Im Kennedyhaus

*Seite 7*

Die griechischen Obristen

*Seite 71*

Chandos

*Seite 104*



## Im Kennedyhaus

ALS MICH MEINE MUTTER in die MK schickte, da weinte ich bittere Tränen. Ich wollte das nicht – weder die MK, noch die Tränen. Ich muss zwölf Jahre alt gewesen sein, zweite Klasse Gymnasium. Einer Jugendgruppe gehörte ich nicht an, das stimmte, seit ich den Wölfen entwachsen war. Won-tolla, hatte ich dort geheißt, der Einzelgänger. Aber ich hatte mich in meiner Klasse eingelebt nach einiger Bangigkeit, hatte einen kleinen Kreis von Freunden. Es konnte also keine Rede davon sein, dass ich vereinsamte, oder dass ich nur daheim herumsaß. Ich fühlte mich wohl, war zufrieden.

Leider sah meine Mutter das anders. Was genau ihre Motive waren, das sagte sie mir nicht – wie üblich. Tradition spielte eine Rolle, ganz bestimmt. Schon mein Vater war in der MK gewesen, in seiner Jugend, vor dem Krieg. Damals stellte das wohl einen bewussten Akt des Bekenntnisses dar, selbst in einer inneralpinen Stadt wie Innsbruck: katholisch konservativ, klar, folglich *für* den Ständestaat, aber zugleich auch *für* Österreich und gegen die Nazis. Nicht umsonst wurde mein Vater in der brodelnden Atmosphäre vor dem Anschluss einmal von Illegalen zusammengeschlagen.

Und dann natürlich die Religion. MK stand für Marianische Kongregation. Sie wurde von den Jesuiten betrieben, je eine für Mädchen und eine für Buben, strikt getrennt, versteht sich. Meine Mutter war fromm, und da wollte sie ihre Kinder im richtigen Gärtchen wissen, gut aufgehoben und betreut, wohl gezogen.

Aber meine Freunde in der Schule, von denen war keiner bei der MK. Und jene Mitschüler, welche sehr wohl, die zählten nicht zu meinen Freunden. Also – was sollte ich dort? Wozu musste ich wieder anfangen, mich in einer neuen Umgebung einzuleben, all die Unbeholfenheit und die Verlegenheit? Ich wollte einfach nicht. Daher meine Tränen.

Geholfen haben sie nicht. Immerhin fand meine Mutter mittels ihrer Bekannten einen Mitschüler aus derselben Klasse, der sich bereit erklärte, mich einzuführen. Er erwartete mich an der Straßenbahnhaltestelle vor dem Museum. Irgendwie gelang es ihm, Ruhe auszustrahlen, mir Vertrauen zu vermitteln. Vielleicht konnte er sich in meine Lage versetzen. Trotzdem – für einen Zwölf- oder Dreizehnjährigen eine erstaunliche Leistung, so souverän zu wirken. Man kann sich vorstellen, wie dankbar ich ihm war.

So landete ich also in meiner ersten Gruppenstunde. Gehalten wurde sie von einem älteren Schüler, Oberstufe, für mich praktisch ein Erwachsener. Aber weder kann ich mich an sein Gesicht erinnern, noch an seinen Namen. Ebenso wenig kann ich mich an die anderen Buben erinnern. Gruppenstunden sind mir aus jenen Jahren lediglich zwei in Erinnerung geblieben: eine, während der wir mit VW-Bussen hinausfahren nach Arzl für eine „Schnitzeljagd“; die Busse gehörten der MK, von Gönnern spendiert, das beeindruckte mich – modern, unkompliziert. Ein andermal kam Pater Kripp höchstpersönlich und las eine Bergsteigergeschichte vor: Zwei Freunde, von

denen einer ins Seil fällt, der andere rettet ihn unter Lebensgefahr – oder so ähnlich; und dann sprach er, nämlich Pater Kripp, über Freundschaft und Vertrauen. Für mich handelte es sich bloß ums übliche Erwachsenen-Gerede. Große Worte, große Vorgaben, die ich ja doch nie erfüllen würde. Die Wirklichkeit sah anders aus, das wusste ich bereits. Aber anscheinend gehörte das Erwachsenengerede halt auch dazu, zu dieser Wirklichkeit.

Die MK hauste damals noch in einem alten Gebäude im Hinterhof des Jesuitenkomplexes zwischen Angerzellgasse, Universitätsstraße und Sillgasse. Der Zugang führte von der Sillgasse her über einen kleinen Hof. Links lag hinter einer Mauer das Mädchengymnasium, genannt „die Sillschlucht“. Das MK-Gebäude selbst wies verwinkelte Gänge und Stiegen auf, die hinteren Räume lagen nicht auf der gleichen Ebene, man stieg ein paar Stufen hinunter. Ich erinnere mich an ein Faschingsfest. Meine Mutter zwang mich hinzugehen, verkleidet noch dazu – sie fand das lustig, ich nicht, aber dabei handelte es sich wohl um einen Akt des Ungehorsams, ich versuchte selbigen zu verbergen, so gut es ging.

An diesem Faschingstag also waren in all den verwinkelten Räumen Attraktionen aufgebaut, Pfeilschießen und dergleichen mehr, lustig lustig lustig. Die anderen schienen sich tatsächlich zu amüsieren, wussten sogar, wie man Geld setzte, der richtige Einsatz, ich hielt hingegen die paar Münzen, die mir meine Mutter mitgegeben hatte, fest im Hosensack umklammert, unfähig irgendetwas damit anzufangen. Zum Schluss wurden die besten Verkleidungen prämiert, großes Hallo, mir war schon meine eigene, ganz bescheidene zu viel. Eine andere Welt.

Glücklicherweise war ich nicht darauf angewiesen. Meine Freunde saßen in der Schule, in derselben Klasse. Wenn etwas

Bedeutung hatte in der MK, dann war's die Bücherei. Da konnte ich mir Bücher ausleihen, vor allem Karl May: die grünen Rücken der Originalausgaben mit den verblassten goldenen Jugendstilornamenten füllten etliche Regale.

Am Freitag in der Früh mussten wir in die MK-Messe. Die war Pflicht. Noch vor der Schule. Und nüchtern auch, man ging ja zur Kommunion. Für mich hieß das vor allem eines: früh aufstehen. Nicht, dass ich früher raus musste als andere; mir fiel's bloß so schwer. Und deshalb kam ich immer erst im letzten Moment, immer gehetzt, und oft genug zu spät. Ein weiterer Beweis meiner Unzulänglichkeit. Hoffnungslos.

Die MK-Messe fand damals noch in der Jesuitenkirche statt: ein alt-ehrwürdiger Barockbau voll von Heiligenstatuen, Engeln, Deckengemälden mit täuschend echter Tiefe. Und Gold, viel Gold. An einem der Bögen hoch über den Kirchenbänken prangte in goldenen Lettern: AD MAIOREM DEI GLORIAM.

Wie alt das alles genau war, das wusste ich damals noch nicht. Ich wusste nur: alt. Die katholische Kirche ging auf Christus zurück, altes Rom, zweitausend Jahre fast. Hatte alles überdauert. Immer da gewesen. Mein Vater war auch schon hier gesessen, vor dem Krieg, genau so wie ich. Pater Kripp stieg die steilen Stufen zur Kanzel hinauf, im Ornat, die Stola um den Hals gelegt. Seine Predigt hallte durchs Kirchenschiff.

Nach der Messe gab's grausigen Tee und ebenso grausiges pappiges Brot. Außerdem musste man unterschreiben, eine Art Anwesenheitsliste. Und dann – schnell, schnell! – in die Schule. Die befand sich damals gleich nebenan, in der Angerzellgasse, einst ebenfalls zum Jesuitenkomplex gehörig. Auch schon immer da gewesen. Mein Vater, alle meine Onkel – alle hatten sie hier Latein gelernt, so wie ich (ab der dritten Klasse). Liber Latinus. Nach dem Krieg hausten allerdings



zwei Gymnasien in dem Gebäude, Wechselunterricht. Manchmal muss ich nach der MK-Messe folglich wieder nach Hause gegangen sein, oder geradelt, aber daran kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern.

Wie an so vieles andere. Die einzige Erinnerung aus jenen Jahren, die's noch zu vermelden gibt, gilt einem Einkehrtag, ebenfalls Pflicht. Er fand am Zenzenhof statt, der ja den Jesuiten gehörte. Früher war er praktisch in der Wildnis gelegen, nun führte die eben erst eröffnete Brennerautobahn daran vorbei. Wir blieben eineinhalb Tage dort, Samstag Nachmittag und Sonntag. (Samstag Vormittag saßen wir damals noch in der Schule.) Das bedeutete weiters: eine Nacht. Die erzwungene Gemeinschaft widerte mich an, die leicht ruppige Kameraderie auf der einen und die frömmelnden Ansprachen auf der anderen Seite, Heiligenlegenden, Besinnung auf Befehl. Am Ende, als die anderen schon wieder erlöst schnatterten, da schnürte es mir noch immer die Kehle zu, ich brachte kein Wort heraus.

„Und“, fragte mich schließlich mein Sitznachbar im Bus, als wir nach Wilten hinein rollten, „worüber schweigen wir jetzt?“

DIE NÄCHSTE ERINNERUNG – nun, sehr viel später kann sie eigentlich nicht angesiedelt sein, aber trotzdem ist jetzt alles neu. Ein warmer, sonniger Septembertag: Die Schule hat eben wieder begonnen nach den langen Sommerferien. Ich biege auf meinem Fahrrad aus der Sillgasse kommend in den Hof der MK. Da kommt mir Emil entgegen, mit ein paar Freunden. Und ich weiß: das bedeutet Gefahr.

Wir befanden uns nun schon in der fünften Klasse, also in der Oberstufe. Zugleich war unsere Schule in ein neues Ge-

bäude übersiedelt, nigelnagelneu, in der Reithmannstraße. Endlich! Großzügige, weiß gestrichene Räume mit riesigen Fenstern, lichtdurchflutet.

Leider fühlte ich selbst mich in diesen neuen Räumlichkeiten überhaupt nicht wohl. Eine schwierige Phase. Meine zwei besten Freunde hatten nach der vierten Klasse die Schule gewechselt, gingen nun in die HAK, die Handelsakademie. Dafür saßen jetzt drei oder vier Repetenten in unserer Klasse. Die brachten einen neuen Ton mit. Nicht bloß waren sie älter, sie erschienen mir grob und rau. Ich fühlte mich einsam, drauf und dran, ein Außenseiter zu werden. Das war mir selbst nur zu klar bewusst. Zum ersten Mal ging ich nicht mehr gern in die Schule, in unsere Klasse. Aber anmerken hab' ich mir natürlich nichts lassen, nicht einmal zu Hause.

Und da kam mir dieser Emil entgegen, über den Hof des Kennedyhauses. So hieß das jetzt – das war auch neu! Ein quaderförmiger Betonbau mit durchgehenden Fensterfronten, Balkon über die gesamte Länge. Da hatte Pater Kripp eine Meisterleistung hingelegt. Er hatte sich das gigantische Unternehmen ausgedacht, Erlaubnis und Bewilligungen erfochten, Geldmittel aufgetrieben, einen Architekten, der großzügig und gratis... Hatte Arbeitseinsätze organisiert über die Ferien, die älteren Jahrgänge halfen enthusiastisch mit. Und alles in kürzester Zeit. Eigenartigerweise kann ich mich an keinen Übergang erinnern, kein Ausweichquartier für die Gruppenstunden. Bloß an das neue Haus: plötzlich stand es da. Und an die Bewunderung für den Pater Kripp. Ein Priester, gewiss, aber dynamisch, tüchtig, weltgewandt – modern! Ein Manager, zugleich.

Heute würd' ich mich vielleicht heimlich fragen, ob da nicht einer seinen Beruf verfehlt hatte (die Berufung, wie's religiös heißt). Aber damals – damals gab's noch solche Pries-

ter, die aus durchaus weltlichen Gründen den Schritt unternommen hatten: Konvention, Familientradition, was auch immer. In Wirklichkeit aber – einer meiner vielen Onkel war ebenfalls Priester, aber was ihn eigentlich interessierte, das war die Eisenbahn. In einer anderen Welt wär' er wahrscheinlich Ingenieur geworden, oder er hätte bei der ÖBB Fahrpläne erstellt. Und ein Freund meiner Eltern, der war Pfarrer in Dreiheiligen, er hatte es immer eilig, weswegen seine Messen höchstens eine halbe Stunde dauerten, was mich sehr für ihn einnahm. Wenn während der Wandlung draußen ein lautes Auto vorbeifuhr, dann hob er unwillkürlich den Kopf. Das war nämlich das einzige, was ihn wirklich interessierte.

Das Kennedyhaus also, ebenso neu wie unsere Schule, und ebenso „modern“, derselbe Stil. Und ein neuer Name. Der verkündete ein Programm, das verstanden wir alle, selbst wenn's nicht ausdrücklich gesagt wurde. John F. Kennedy, der ermordete Präsident, eine Lichtgestalt. Und er war ja auch katholisch gewesen! Eine neue, eine hellere Zukunft, in die wir alle gingen, Alt und Jung, alle katholisch, versteht sich, hier in Innsbruck. Auch die katholische Religion würde neu sein, modern, hell und licht. Das war der Glaube damals. Der Einfluss der Katholiken in der Welt würde wieder stärker werden. Siehe Präsident Kennedy.

Über den neuen Hof – ebenfalls weitläufiger und frisch asphaltiert – kam mir also Emil entgegen. Auch einer von den Repetenten, neu in unserer Klasse. Seine Freunde, ein kleines Rudel, die kannte ich überhaupt nicht. Emil war natürlich ein Spitzname, bemerkenswert vielleicht insofern, als er mit seinem eigentlichen Namen nicht das Geringste zu tun hatte. Niemand wusste, wie der Spitzname entstanden war. Aber nun kannte ihn jedermann bloß als Emil.

Ein kleiner Bursche mit einem spitzen Gesicht, ging immer ein bisschen gebeugt, neigte leicht zur Gehässigkeit. So viel wusste ich bereits. Er erzählte gern Witze, aber die kamen bloß dreckig daher, von geistreich keine Spur. Im Ansehen unserer Klasse stand er ziemlich weit oben, weil er gut Fußball spielen konnte, schoss mit artistischer Wendigkeit blitzschnelle Tore. Die Knochenarbeit, die ließ er hingegen die anderen machen, wie ich scharfsichtig beobachtete. (Ich hatte ausreichend Gelegenheit dazu, weil ich selbst niemals mit spielte, ich konnte das nicht.)

Mich hatte er sofort ins Visier genommen. Warum und wieso, das wusste er wahrscheinlich selbst nicht mehr. Sein Spott entzündete sich hauptsächlich an dem Umstand, dass mein Vater Offizier beim Bundesheer war. Letzteres bot an sich schon Anlass zur Heiterkeit, eine nie versiegende Quelle für mehr oder minder geistreiche Witze; und dann noch der Kontrast: der einsame, schüchterne, ungeschickte und schwächliche Bub da. Das konnte schon komisch wirken, in der Tat!

Die Gefahr, vor der ich stand, war mir durchaus bewusst: zum Außenseiter zu werden, am Ende der Hackordnung, sodass jeder, fast jeder an mir sein Mütchen kühlen würde. Unweigerlich, wie ich wusste, zwangsläufig geradezu in einer Gruppe von unausgegorenen männlichen Jugendlichen (noch sehr jung zu jenem Zeitpunkt, und höchstens andeutungsweise Mann). Ich wusste es, weil ich mich selbst schon so verhalten hatte, etwas früher – unerklärlich und beschämend.

An diesem Septembernachmittag spürte ich hellsehtig: Es steht Spitz auf Knopf. Alles in mir verkrampfte sich, ein Gefühl im Magen, als ob gleich der Durchfall losgehen würde. Ich wusste wohl, was ich zu tun hatte, aber wenn's daneben ging? Dann war ich geliefert, ein für allemal. Abgestempelt.

Emil kam grinsend auf mich zu, ein gehässiges Grinsen.

„Habt Acht!“, schrie er laut und deutlich. Seine Freunde verstummten, starrten mich an.

„Rechts schaut!“

Und während ich auf meinem Rad an der Gruppe vorbei rollte, riss er die Hand an die Stirn, salutierte.

„Gut so“, gelang es mir zu sagen, äußerlich unbewegt, ein bisschen herablassend sogar, wie auf dem Kasernenhof.  
„Weitermachen!“

Emils Freunde brachen in Lachen aus. Er selbst schaute mich für den Bruchteil einer Sekunde verblüfft an, aus kleinen bösen Äuglein. Dann lachte auch er.

Ich fuhr weiter, ließ sie hinter mir. Als ich bei den Treppen, die hinauf zur Eingangstür führten, vom Rad stieg, bebt ich am ganzen Körper. Meine Hände flogen, nur mit Mühe gelang es mir, das Nummernschloss anzulegen. Ich schaute über die Schulter – nein, sie kamen nicht zurück. Ich hatte gewonnen.

Vor Emil hatte ich danach meine Ruhe, während der gesamten vier Jahre bis zur Matura. Später kam's mir fast vor, als hätte er ein bisschen Angst vor meinem Mundwerk. Dank selbigem gelang's mir auch, mich allmählich wieder in die Klasse einzufügen, eine respektierte Position zu ergattern.

IN DER OBERSTUFE fanden die Gruppenstunden nur noch alle vierzehn Tage statt, und es handelte sich eigentlich um gar keine Gruppen mehr, sondern um sämtliche MKler aus einem Jahrgang, oder zumindest aus demselben Jahrgang einer oder zweier Schulen. Warum das so war, daran kann ich mich auch nicht erinnern. Ich muss wohl unzählige Male in so einer Gruppenstunde gesessen sein, vier Jahre lang, aber im Ge-

dächtnis blieben wieder nur zwei. Beide fanden gegen Ende unserer Schullaufbahn statt, Ende der siebten, Anfang der achten Klasse. Einmal führte Pater Kripp persönlich einen jungen Erwachsenen ein, der in verärgert-verklärter Weise über moderne Musik redete. In der Folge sollte er als Kulturveranstalter lokale Prominenz erreichen. Damals wirkte er wie ein allzu beflissener Jung-Kaplan.

Das zweite Mal sprach ein ehemaliger MKler über sein Studium. Er studierte in Graz, Nachrichtentechnik (wie man damals sagte). Das interessierte mich brennend, wegen meinem Musik-Fimmel. Transistoren, Verstärker. Ich hatte mir daheim sogar selber ein primitives Mischpult gebastelt. Aber der Vortrag machte mir klar, dass ich geträumt hatte. Die ganze Mathematik – das würde ich nie schaffen!

Ansonsten erinnere ich mich bloß an „unsere Runde“ im Anschluss an die Gruppenstunde. Die etablierte sich rasch als Ritual: mein Freund, genannt Pauli, sowie meine Wenigkeit; wir gingen in die Museumstraße, wo sich damals eine der ersten „Wienerwald“-Filialen befand. Da gab’s am Gassenschank eine Tüte Pommes frites um ein paar Schillinge. Mampfend spazierten wir die Straße hinunter und in den Burggraben. Dort hielten wir vor der Auslage vom Einselen, einem Musikgeschäft. Die neuesten Platten. Weiter die Maria-Theresien-Straße hinauf und durch den Sparkassendurchgang, dahinter befand sich rechter Hand der Tarfusser. Ein weiteres Musikgeschäft, mit größerer Auslage, mit mehr moderner Musik, eher am Laufenden. Das war wichtig für uns. Kaufen konnten wir uns solche Platten freilich selten, ganz ganz selten. Unsere Medien waren das Radio und das Tonband. Und selbst das Radio – bis Oktober 1967 lebten wir unter der Fuchtel von Eva-Maria Kaiser, die Musik – *unsere* Musik – war Mangelware, so unglaublich das heute klingen mag.

Vom Tarfusser über den Sparkassenplatz und durch die Wilhelm-Greil- oder die Erlerstraße zurück in die Sillgasse. Die Straßen waren ausgestorben am Abend mitten in der Woche. Bei der MK stiegen wir auf unsere Räder und fuhren heim. Später schlossen sich manchmal der Billy oder der Stones an. Die gingen aber nicht in die MK, wir mussten uns also nach der Gruppenstunde getroffen haben.

Ja, im Verlauf der fünften Klasse gelang es mir nicht bloß, mich im veränderten Klassenverband zu behaupten. Ich gewann auch neue Freunde. Schließlich bildeten wir vier ein regelrechtes Kleeblatt. Liederlich waren wir auch, keine Frage. Nicht, dass wir viel angestellt hätten, wir hatten bloß Unsinn im Kopf, Blödeln und Lachen. Den Erwachsenen, Eltern und Lehrern, müssen wir gehörig auf die Nerven gegangen sein. Die anderen drei taten sich außerdem als Fußballer hervor, Billy und Stones galten als begehrte Torhüter. Da konnte ich nicht mithalten. Dafür einte uns die Musik. Bei den Namen – Billy, Pauli und Stones – handelte es sich natürlich um Spitznamen, auch sie völlig willkürlich zustande gekommen, ohne Bezug zum richtigen Namen oder zur Person. Ich trug auch einen solchen, klar – er lautete Fridolin.

Neben der Gruppenstunde gab's noch die Sektion. Die war sogar wichtiger. In der Oberstufe musste jeder MKler einer solchen angehören. Es gab eine breite Palette, aber am beliebtesten, bei weitem, war die Sektion Film. Dort drängten sich die Massen, denn die einzige Pflicht bestand darin, alle vierzehn Tage am Freitag Abend einen Film anzuschauen und dann einer mühsamen Diskussion beizuwohnen. Diskutieren war ja ungeheuer wichtig, in jenen Jahren. Ein und Alles. Es musste diskutiert werden.

So hieß auch das Blättchen, welches die MK herausgab: *Wir diskutieren* (kurz: WD). Der zuständigen Sektion war ich bei-

getreten, das verstand sich beinahe von selbst. Da brauchte ich nicht lange zu überlegen. Über das, was dahintersteckte, machte ich mir keine Gedanken. Heute weiß ich, dass es sich um eine weitere unternehmerische Glanzleistung von Pater Kripp gehandelt haben muss: all die Kleinarbeit, redigieren, Layout, Druck, Versand. Einmal wurde ich zum Tyrolia-Verlag geschickt, um Bilder zu besorgen. Die Tyrolia gab damals ja etliche katholische Blätter heraus. Man händigte mir die gewünschten Fotos höchst widerwillig aus, offensichtlich auf Anordnung von oben. Da ließ Pater Kripp hinter den Kulissen wohl seinen Charme spielen, außerdem hatte er vermutlich jesuitischen Einfluss mobilisiert.

In den Sektionsstunden wurde allerdings kaum diskutiert, da ging's immer und äußerst quälend darum, das kleine Blatt voll zu bekommen. Die einzig sicheren Beiträge kamen von den Sportlern. Seitenweise Fußballspiele. Die jugendlichen Reporter zeichneten sich so wie ihre erwachsenen Vorbilder vor allem dadurch aus, dass sie sich uneingeschränkt ernst nahmen und dass ihre Sprachbeherrschung nicht gerade weit entwickelt erschien. Wenn eine der vielen MK-Mannschaften ihr Spiel in der jeweiligen Jugendliga verlor, dann lag die Schuld unweigerlich beim Schiedsrichter.

Ansonsten – Mike, der Sektionsleiter und somit Chefredakteur schlug in seiner Verzweiflung einmal eine leere Rubrik vor: „Raum für eigene Gedanken“. Aufmüpfig? Nun ja, es gab schon Anlässe, worauf Pater Kripp höchstpersönlich in der Sektionsstunde erschien. Wie alt er damals war, das konnte ich schwer einschätzen. Er wirkte jünger als meine Eltern, Onkel und Tanten, als Berufskollegen und Bekannte derselben, aber er gehörte doch eindeutig zu den Erwachsenen, eine ältere Generation. Immerhin, das musste man ihm lassen, war er der einzige katholische Geistliche, dem ich je



begegnet bin, welcher vom Tonfall her nicht sofort als solcher erkannt werden konnte. Meiner Erinnerung zufolge war er nicht sonderlich groß, eher drahtig; aber er wirkte wohl größer, als er eigentlich war. Glattes Gesicht, fast immer lächelnd (zumindest ein bisschen) und daher Krähenfüßchen um die Augen. Bemerkenswert sein energisches Kinn, besonders aber die hohe, glatte Stirn, Haaransatz weit hinten, die Haare zwar nicht schütter, aber doch schon beträchtlich zurückgedrängt. Das ließ die Stirn noch höher erscheinen – eine Denkerstirn. Den Eindruck unterstrichen die einfachen, unauffälligen Brillen im schwarzen Rahmen sowie die schwarzen Rollkragenpullis, die er unter einem ebenso unauffälligen Sakko zu tragen pflegte. Das erinnerte an den Habitus von Intellektuellen.

Pater Kripp konnte auch lachen, das ja, aber so richtig ausgelassen hab' ich ihn nie gesehen. Das mochte freilich daran liegen, dass ich immer nur offiziell mit ihm zu tun hatte, beruflich sozusagen (aus seiner Sicht), niemals privat. Und auch so – das sollte hinzugefügt werden – niemals aus der Nähe. Sein Erscheinen in der Redaktion von *Wir diskutieren*: näher bin ich ihm niemals gekommen. Ich bezweifle, ob er meine Existenz überhaupt wahrnahm.

Sein Lachen konnte vieles ausdrücken, und vieles zugleich: Manchmal wirkte es ein bisschen verlegen, entschuldigend sogar. So lachte er, wenn er uns in der Redaktion etwas verbot – eine Formulierung, einen ganzen Artikel. Das geht nicht.

Zensur? Na ja, manchmal machte wohl einer den Einwand, aber doch eher zaghaft. Wir glaubten selbst nicht ganz an unseren Protest. Wir wussten ja, dass die Zeitung nur mittels des Jesuitenordens existieren konnte, dank der kirchlichen Infrastruktur. Und wir wussten um die harte Realität der erwachsenen Welt: Professoren und Direktoren, die Eltern, Innsbrucker Bürgertum. Damit spaßte man nicht, zu jener

Zeit. Da steckte Pater Kripp in der Klemme. So großzügig er persönlich sein mochte, so sehr er Zwang verabscheuen mochte, musste er halt doch... Verlegenes, entschuldigendes Lachen.

Widersprochen hat ihm niemand, nie. Wir glaubten ihm. Was er selbst dachte, wo er selbst die Grenze zog – immerhin Priester, Jesuit –, das ließ er nie erkennen, und gefragt haben wir auch nicht, dachten nicht weiter drüber nach.

Die andere Art seines Lachens – die schien Verwunderung auszudrücken über das seltsame Verhalten der Menschen, manchmal fast schon ein bisschen Verzweiflung. Dann konnte er sich mit der Hand an die Stirn greifen, den Kopf schütteln, „mein Gott, diese Leute!“

Mein Freund Pauli und ich wurden einmal Zeuge, wie Pater Kripp die Stiegen des Kennedyhauses heraufkam in den ersten Stock, auf dem Weg zu seinem Büro. Irgendjemand hatte Kakao verschüttet.

„Putz das bitte auf“, sagte er zum nächstbesten Knaben.

„Warum?“, kam die unweigerliche Antwort. „Ich war’s nicht!“

„Irgendjemand muss es tun“, erwiderte Pater Kripp geduldig.

„Und wie soll ich’s wegputzen?“, fragte der Halbwüchsige, immer noch ein bisschen trotzig, hinhaltender Widerstand sozusagen.

„Mit einem Fetzen.“

„Ich hab’ aber keinen.“

„Dann geh’ und hol dir einen.“

„Wo denn?“

Da machte sich die dünn gewordene Geduld bereits im betont langsamen, beherrschten Tonfall bemerkbar:

„Wenn ich das wüsste, dann würd’ ich’s dir ja sagen.“

Worauf der Betroffene abzog, sich so richtig unselbständig und unreif fühlend. Pater Kripp griff sich an den Kopf:

„Mein Gott, diese Leute...“

Genau so funktionierte das Kennedyhaus. Regeln gab's eigentlich keine, ganz zu schweigen von einer Hausordnung. Zumindest kann ich mich nicht erinnern, dass davon je die Rede gewesen wäre. Man war schließlich „modern“, oder? Das Kennedyhaus bot Freiraum: nach der Schule, im Gegensatz zur Schule. Hierarchie gab's auch keine. Na ja – fast keine. In Abständen wurde ein Präfekt gewählt, vielleicht noch andere Funktionen, ich kann mich nicht genau erinnern. Zum Zuge kamen unweigerlich die Träger wohlklingender Namen, Innsbrucker Namen: Söhne von Geschäftsleuten, Ärzten, Rechtsanwälten, Hofräten. Aber niemand – zumindest niemand aus meinen Kreisen –, niemand machte sich die geringste Illusion. Da wurde Demokratie eingeübt, wie sich das für die Sechziger Jahre gehörte, aber es blieb ein Spiel. Wirkliche Bedeutung erlangten weder Präfekt noch sonst wer. Da gab's nur den Pater Kripp.

Seine Persönlichkeit, sein Charisma beherrschten das ganze Haus, selbst wenn er körperlich gar nicht anwesend war. Mit dem Pater Kripp argumentierte man nicht, und falls es naiverweise doch wer versuchte – siehe oben. Allerdings „gehörte“ man ihm auch nicht, zumindest fühlte es sich nicht so an. Man tat einfach das, was er wollte.

NOCH ETWAS WAR NEU im neuen Kennedyhaus. Die MK-Messe fand jetzt nicht mehr in der Jesuitenkirche statt, sondern im großen Saal im Erdgeschoß des Hauses. Da versammelte sich am Freitag in der Früh die gesamte MK, stand dicht

gedrängt, denn Stühle oder Bänke gab's keine. Pater Kripp zelebrierte die Messe an einem kleinen Tisch bei den Eingangstüren zum Saal. Er trug nun kein schweres Messgewand mehr, bloß noch ein weißes Chorhemd und die Stola. Die Hostien kamen hellbraun daher und dicker als die üblichen. Vollkost, hätte man später wahrscheinlich gesagt.

Das Ganze zielte auf Einfachheit ab, schlicht. Fort mit all dem Gold, all den Zeremonien und dem Pomp. Zurück zum Wesentlichen, zum Ursprung. Urchristen. Es gab eine eigene Sektion, Messgestaltung (wenn ich mich recht erinnere). Mädchen und Burschen – Sektionen agierten damals bereits gemischt, auch die Redaktion von *Wir diskutieren*, ein weiterer Fortschritt, ansonsten führte die Mädchen-MK ein eigenes Leben –, die Mädchen und Burschen also, welche dort werkten, verfassten Fürbitten und Gebete, und sie sorgten für die musikalische Umrahmung.

Neuer Sinn: darum ging's eigentlich. Mit neuem Sinn erfüllen. Die Sprache von heute. Anfangs glaubte ich selbst daran. Diese Form der Messe begeisterte uns, keine Frage, sie machte es leichter, eine Pflicht zu erfüllen, welcher wir uns zweimal die Woche unterziehen mussten, nicht nur am Freitag in der Früh, sondern selbstverständlich auch am Sonntag, mit den Eltern in der zuständigen Pfarrkirche. Außerdem gab's noch Schulmessen bei allen möglichen Anlässen, stets aber mit Anwesenheitspflicht. Wie viele Stunden unseres jungen Lebens hatten wir schon in Kirchen verbracht, immer hart aufs Ende einer unverständlichen Zeremonie wartend! Und immer mit schlechtem Gewissen, versteht sich. Da begrüßten wir alles, was auch nur ansatzweise neu wirkte. Pater Kripp beschränkte sich aufs Notwendige, hielt die Messe also kurz. Liturgische Gymnastik gab's auch keine mehr: Stehen–knien–sitzen–knien.